

[42]

Der beste Freund.

Roman

von Ludwig Fabst.

War der seltsame Mensch jetzt endgiltig verschwunden? Tauchte er eines Tages wieder auf? Das waren die Fragen, die den Baron beschäftigten. Jedenfalls wußte Eugenie jetzt nichts von seiner Existenz; die Hauptsache war, daß sie vor der Verlobung mit ihm nichts davon erfuhr und nicht dadurch veranlaßt ward, sie wiederum zu verschleiben, denn daß sie noch ernstlich an dem Verlöbniß mit dem Geisteskranken festhalten könne, lag ja außer aller Berechnung. Indeß verstrich ein Tag nach dem andern, ohne daß er aus dem leisesten Anzeichen gemerkt hätte, Eugenie wisse um das Leben und den Aufenthalt Korte's, und nun endlich war die Frist um.

„Heute, heute,“ sagte er, während er vor dem Spiegel stand, um sorgfältiger als je seine Toilette zu ordnen, „heute hole ich mir das Jawort und werde Sorge tragen, noch in derselben Stunde die Verlobung so öffentlich zu machen, daß die Höherweißer auf dem Altmarkt sich davon erzählen. Dann mag er kommen, dann kann sie nicht mehr zurück, und dann wird er sie auch gar nicht; wie ich ihn kenne, wird er ihr die Untreue nie vergeben. Gronal wird mit mir zufrieden sein, wenn er wiederkommt; den verunglückten Anfall auf den Professor werde ich ihm freilich lieber nicht erzählen, er meint sonst, ich könne dergleichen gar nicht ohne ihn.“

Boll Siegesbewußtsein machte er sich auf den Weg, den er bei dem prächtigen, frischen Herbstwetter zu Fuß zurücklegen wollte. Es war derselbe Tag, an welchem ein paar Stunden früher Max und Malwine nach Loschwitz gefahren waren.

Der Genesene ward von den Cousins mit einem Jubel begrüßt, der aus dem vollsten Herzen kam und den freudigsten und dankbarsten Wiederhall in den Herzen des Ehepaars fand. Nach langer Zeit saßen die drei Pflegekinder Anton Seibels wieder in dem hübschen Speisezimmer des Landhauses, das er so sehr geliebt und so oft sein viertes Kind genannt, beim Frühstück zusammen, und es herrschte eine so freudig erregte, eine so gehobene Stimmung, wie Malwine sie in diesen Räumen noch nie gefühlt hatte.

Der schwere Druck, der seit dem Tode des Onkels und den nachfolgenden Ereignissen auf den Schwestern gelegen hatte, schien verschwunden. Martha hatte sogar Champagner bringen lassen und stieß mit Max auf seine Genesung und ein langes, glückliches und vergnügtes Leben an.

„Wir haben so viel verloren,“ sagte sie, den erstaunten Blick des Veters auffangend, wie entschuldigend hinzu, „daß man sich doppelt dessen erfreuen muß, was uns geliebt und so wunderbar erhalten ist.“

„Es ist mir eine besondere Freude,“ versetzte Max, seinem Ziele zusteuern, „daß wir heute so ungestört sind, ich erwartete beinahe, Baron Selbenberg hier zu finden.“

„So früh pflegt er nicht zu kommen,“ erwiderte Martha leichthin, und Eugenie fügte hinzu: „Er wird aber in ein paar Stunden gewiß hier sein,“ wurde aber dabei glühend roth.

„So lange bleiben wir nicht,“ sagte Malwine, einen Blick mit ihrem Gatten austauschend, „Max soll den ersten Ausflug nicht so lange ausbehnen, und wir wollen auch noch zu Frau v. Wallwig, der wir unsern Gratulationsbesuch abzustatten haben; laßt uns jetzt ein wenig in den Garten gehen.“ Sie nahm Martha's Arm und schritt hinaus, Max folgte mit Eugenie, blieb aber, nachdem sie eine kleine Strecke gegangen waren, stehen und sagte: „Laß uns in den Pavillon treten, ich möchte mit dir reden, liebe Eugenie.“ Sie leistete der Aufforderung Folge, nahm auf der rings um das kleine Lusthaus laufenden gepolsterten Bank Platz und fragte: „Was hast du mir zu sagen?“

Max Seibel stand einen Augenblick verlegen, er hatte sich lange auf diese Unterredung vorbereitet, nun wußte er doch nicht, wie er beginnen sollte. Endlich sagte er: „Eugenie, glaubst du, daß ich es mit dir gut meine?“

„Ich bin davon überzeugt,“ antwortete sie, ihm herzlich die Hand reichend.

„So verzeihe mir, wenn ich dir heute etwas sagen muß, was dir wehe thut, was dich vielleicht mit Unwillen gegen mich erfüllt, aber ich kann nicht anders; ich darf dich nicht einen Schritt thun lassen, der dich ins Verderben stürzen würde.“

„Welcher Schritt wäre das?“ fragte sie mit leisem Ervöthen.

„Eugenie, gerade heraus, du stehst im Begriff, dich mit dem Baron Selbenberg zu verloben.“

„Hat er dir das gesagt? Hat er dir vielleicht auch gesagt, er werde heute kommen, um sich das Jawort zu holen?“

„Nein, er hat es mir nicht gesagt, aber ich merkte es seinem Wesen an. Also hat mich meine Ahnung nicht betrogen, ich bin noch in zwölfter Stunde gekommen. Eugenie, ich beschwöre dich, stehe ab von dieser Verbindung! Selbenberg ist nicht was er scheint,“ fuhr er, da sie schwieg und nur still vor sich niederblickte, in steigender Erregung fort; „er ist ein Abenteurer der schlimmsten Sorte, er ist mir in Italien unter einem andern Namen begegnet und hat sich den, welchen er jetzt trägt, durch Betrug, wenn nicht durch ein noch weit schwereres Verbrechen angeeignet. Ich habe ihn auch im Verdacht, andern finstern Thaten nicht fremd zu sein, freilich kann ich ihm nichts beweisen; ehe ich aber dulde, daß er dein reines Leben an sein beslecktes fettert, trete ich vor ihn hin und schendere ihm alles, was ich von ihm weiß und denke, ins Gesicht, entsetze daraus für mich was da wolle.“

Er hatte sich von seinem redlichen Eifer fortreißen lassen und war lebhafter, ja heftiger geworden, als er sich vorgenommen gehabt.

Eugenie hatte ihn von der Seite betrachtet, ihre Wangen hatten sich immer mehr geröthet, ihre Augen sich mit Thränen gefüllt, nun warf sie sich an seine Brust und flüsterte mit halberstimmter Stimme: „Ich danke dir, mein lieber guter Vetter, nein, mein Bruder, ich verstehe vollkommen, was du für mich zu thun bereit bist.“

„Und willst du meiner Warnung Gehör schenken? Willst du auf eine Verlobung mit dem Baron verzichten?“ fragte er ihr liebevoll ins Auge sehend.

„Ich habe ohnehin nicht die Absicht gehabt, mich mit ihm zu verloben,“ antwortete sie und ein schelmisches Lächeln zuckte um ihre Lippen.

„Eugenie!“ rief er, schob sie von sich und sprang auf.

„Nie, nie wäre ich die Frau dieses Menschen geworden! Du kannst ihn nicht so tief verabscheuen als ich,“ fuhr sie fort; der Ton ihrer Stimme, der Ausdruck ihres Gesichts ließ ihn keinen Zweifel, daß es ihr tiefer, furchtbarer Ernst war mit dem was sie sagte.

„Aber Eugenie, ich verstehe nicht; du hast ihm nicht Hoffnungen gemacht?“

„Das habe ich,“ antwortete sie leise, „und Gott wolle es mir verzeihen, wenn es auch kein Unrecht ist, einen solchen Menschen zu betrügen, aber es gab kein anderes Mittel, und die That brachte auch sogleich die Buße mit sich. O, was habe ich gelitten, daß ich diesen Glenden in meiner Nähe dulden, ihm zulächeln, mir die Berührung seiner Hand gefallen, seine Lippen auf den meinigen fühlen mußte. Nur der Gedanke an Martha, an Westmühl, an euch alle gab mir die Kraft dazu.“

„Eugenie, alles war nur ein Spiel?“ fragte er.

„Ein Spiel, aber der Einsatz hieß Leben oder Tod.“

„Und wer hat gewonnen?“

„Ich hoffe wir!“ sagte sie tief aufathmend.

„Weiß Martha darum?“

„Gewiß, sie ist die Seele des Ganzen, o was wäre ich ohne sie!“
 „Warum hieltet ihr mir aber alles geheim?“
 „Du warst krank, die Aerzte hatten streng geboten, dir jede Aufregung sein zu halten, du warst reizbar, der Baron kam häufig zu dir, wie leicht konntest du dich durch ein Wort, durch eine Miene verrathen, alles hing davon ab, daß er vollständig sicher gemacht ward.“

„Und kannst du mir auch jetzt nichts sagen?“
 „Gebulde dich nur heute noch; nur eins wisse, um dich vollständig über meine Heirathsabsichten zu beruhigen: Korte lebt, er ist gerettet!“

„Eugenie,“ schrieb Mar auf. „Ist es Wahrheit?“
 „Volle beglückende Wahrheit,“ entgegnete sie mit einem seligen Lächeln; wieder ernsther werdend fuhr sie fort: „Es steht mir noch eine harte Stunde bevor, Selbenberg wird kommen, um sich meine Antwort auf seinen Antrag zu holen, die vierzehn Tage Bedenkzeit, die ich mir ausbedungen habe, sind heute um. Und er besteht wie Schloß auf seinem Schein.“

„Ich werde hier bleiben und ihm Antwort geben.“
 „Das verstand Portia auch besser als Antonio,“ scherzte Eugenie, „nein, mein guter Vetter, ich werde allein mit ihm fertig werden, im Gegentheil, ich bitte dich, verlaß uns jetzt mit Malwine, die Stunde naht, in der ich den Baron erwarten kann, und ich muß gesammelt sein.“

„Und wann hören wir —“
 „Bald, bald, ehe ihr es denkt,“ unterbrach sie ihn, nahm seinen Arm und suchte mit ihm Martha und Malwine auf; auch die letztere war über die gefürchtete Möglichkeit einer Heirath Eugeniens mit dem Baron beruhigt und auf kommende große Ereignisse vorbereitet worden. In seltsamer Aufregung entfernte sich das Ehepaar.

Eine Stunde mochte etwa vergangen sein, da wurde der Baron gemeldet. Eugenie empfing ihn allein, Martha hatte sich unsichtbar gemacht, war aber in Hörweite geblieben. Der Baron hielt einen Strauß auslesener Blumen in der Hand, trat mit einer gewissen Feierlichkeit auf Eugenie zu und sagte: „Sie sind allein, meine geliebte Eugenie, das ist eine gute Vorbedeutung, Sie wissen warum ich komme.“

Sie hatte sich bei seinem Eintritt von dem Sessel, in dem sie saß, erhoben, nahm aber sogleich wieder Platz und that, als sehe sie weder die Hand, die er gegen sie ausstreckte, noch den Strauß, den er ihr darreichen wollte.

Etwas bekümmert, aber keineswegs einmüthigt durch diesen Empfang, fuhr er fort: „Die Frist, welche Sie mir stellten, ist heute um —“

„Sie sind ein pünktlicher Gläubiger?“ unterbrach sie ihn.
 „Sollte ich nur um eine Stunde länger mein Glück verzögern?“ Eugenie, enden Sie meine Pein, es ist grausam, sie zu verlängern; sagen Sie endlich, was ich in beseligten Minuten bereits in Ihren Augen gelesen habe, daß Sie mich lieben, daß Sie die Meine sein wollen.“ Er wollte ihre Hand ergreifen, sie umschlingen und zu sich emporziehen, aber sie sprang auf und stieß ihn zurück.

„Nicht weiter, Herr Baron,“ sagte sie ruhig aber finster, „wenn meine Augen eine solche Sprache gesprochen haben sollten, so haben sie gelogen.“

„Eugenie!“ rief er; „Sie weisen mich zurück!“
 „Der Mensch, gleichviel ob Mann oder Weib, hat nur ein Wort, das habe ich dem Professor Korte gegeben.“

„Das hatten Sie schon vor Monaten gethan,“ lächelte er bitter auf, „und doch nahmen Sie meine Huldigungen an, doch machten Sie mir Hoffnungen. Aber das sind auch nur Ausflüchte,“ fuhr er zornig fort; „ich weiß, woher Ihre plötzliche Sinnesänderung kommt. Ihr Vetter ist hier gewesen, er ist mir begegnet, er hat mich bei Ihnen verleumdete. Was hat er Ihnen gesagt?“

„Er hat mich nur gebeten, „nein“ zu sagen; aber mein Entschluß stand schon fest; er ist unwiderstehlich.“

„Und Ihre eigenen Gründe?“
 „Die habe ich Ihnen bereits angedeutet. Ich liebe nur den Professor.“

„Einen Todten!“
 „Vielleicht nur ein Todtgegläubter, ich halte immer noch daran fest, er kann noch wiederkehren.“

„Sie haben irgend eine Nachricht?“ fragte Selbenberg schnell und unvorsichtig.

Eugenie zuckte die Achseln. „Gleichviel, ob Lebend oder todt, ich halte an ihm fest,“ antwortete sie und wandte sich ab.

„Dann haben Sie aber ein Spiel mit mir getrieben!“

„Und sollten Sie nicht noch ein schlimmeres Spiel getrieben haben?“ entgegnete sie.

Der Blick unsäglich Verachtung, der bei diesen Worten auf ihn fiel, belehrte ihn mehr noch als Eugeniens Worte, daß er durchsichtbar sei. Eine rasende Wuth bemächtigte sich seiner, es ward ihm bluthroth vor den Augen, den Strauß, den er in der Hand gehalten hatte, entfiel ihm, er trat achlos darauf und näherte sich dem jungen Mädchen, das angstvoll vor ihm zurückwich, seine Hände krallten sich, um sich um ihren Hals zu legen und ihn zusammenzudrücken — da öffnete sich die Thür, der Gärtner und der Gärtnerbursche traten mit frischen Topfgewächsen ein und entschuldigten sich, daß sie störten. Es blieb dem abgewiesenen Freier nichts übrig, als sich mit einer Verbeugung zurückzuziehen.

Eugenie eilte ins Nebenzimmer und sang hier laut weinend, einer Ohnmacht nahe, in Marthas Arme. „Ich fürchtete, er würde mich tödten!“ schluchzte sie.

„Er hatte auch gewiß nicht übel Lust dazu,“ antwortete die Schwester, „für alle Fälle hielt ich unsere Leute bereit und hieß sie eintreten, als der entscheidende Augenblick gekommen zu sein schien.“

Unterdes schritt der Baron in rasendem Zorn den Weg nach Dresden zurück. „Gefoppt, verhöhnt!“ tobte er, „o wartet, wartet, das soll euch theuer zu stehen kommen! Wir haben unser letztes Wort noch nicht miteinander gesprochen, das Geld des alten Sidel muß mein werden bis auf den letzten Pfennig, von der ganzen Sippe darf auch nicht einer übrig bleiben. Wie ich das anfangen werde, weiß ich im Augenblick noch nicht, aber ich habe Zeit, ich kann warten. In wenigen Wochen ist mein Kamerad frei; der Bursche ist viel verschlagener als ich. Er wird mir schon weiter helfen. Inzwischen wär's vielleicht gut, auf einige Zeit aus dem lieben Sachsenlande zu verschwinden. Oder spüre ich erst nach dem Professor? Auf jeden Fall machen wir den famosen Jesuitenspruch wahr: „Wir haben uns eingeschlichen wie Lämmer, wir haben regiert wie Wölfe, man hat uns verjagt wie Hunde und wir werden uns verzinsen wie Adler!“ „Nein, wie Geier,“ fuhr er heiser fort und ballte die Faust. Ueber neue finstere Pläne brütend, schritt er die Chaussee entlang. Im Begriff, in die Neustädter Allee einzubiegen, hörte er sich höflich anreden: „Herr Baron von Selbenberg?“ Ein Mann im blauen Rock stand mit abgezogenem Hut vor ihm. „Der bin ich, was wünschen Sie?“ „Herr Helmke sitzt dort im Wagen und läßt Sie bitten, einen Augenblick zu ihm einsteigen zu wollen.“

„Helmke, ist der zurückgekehrt?“ murmelte Selbenberg, „der kommt mir zur rechten Zeit, den werde ich brauchen können.“ Er schritt schnell auf den Wagen zu, dessen Schlag sich bereitwillig öffnete, setzte einen Fuß auf den Wagentritt, warf einen Blick in das Innere des Wagens und wollte zurück. Aber schon fühlte er sich von vier kräftigen Händen gepackt und vorwärts gezogen, zwei andere schoben nach, der Schlag schloß sich, er befand sich mit drei Polizisten im Wagen, während der vierte sich zum Kutscher auf den Heck schwang. Trozdem gab er sich noch nicht verloren, er versuchte mit der Faust das Fenster einzuschlagen. Einer der Polizisten setzte ihm ein Pistol an die Schläfe und legte die Finger an den Drücker.

„Eine Bewegung noch, Schurke, und ich brücker los.“

Jetzt versuchte er es auf eine andere Manier und setzte sich aufs hohe Pferd: „Ich bin der Baron von Selbenberg, ein sursächlicher Adeliger, der russische Gesandte muß mich schützen, ich verlange augenblicklich zu ihm geführt zu werden. Kaiser Alexander wird eine solche Behandlung eines Russen dem kleinen Sachsen schwer entgelten lassen.“ Ein lautes Gelächter antwortete ihm. „Baron Selbenberg, mein Junge, der hat ausgespielt. Vorläufig heißt du Ernst Goldbach, es werden aber wohl noch eine ganze Anzahl anderer Namen zum Vorschein kommen. Dein Spießgeselle, der Gronaf, hat schon alles eingestanden.“ Vernichtet sank der Glende zurück und wehrte sich nicht einmal, als ihm Handschellen angelegt wurden. Der Wagen hielt vor dem Gerichtsgebäude. Durch eine seltsame Ironie des Schicksals waren dieselben Polizisten, die vor Monaten die Verhaftung Westmüßls ausgeführt hatten, jetzt mit der Gefangenennahme des Barons betraut worden und überlieferten ihn demselben Schließer, der Kurt in Empfang genommen hatte; aber er wurde in ein anderes Gefängniß geführt, das dem vermeintlichen Todtschläger angewiesene erziehen für den abgefemten Verbrecher nicht fest genug. (Fortf. folgt.)

Beethovens gute Fee.

Von Leopold v. Sacher-Masoch.

(Schluß.)

Nach dem gestrigen Schneefall und Sturm war ruhiges Wetter eingetreten. Die Sonne schien und die Luft war zwar frostig, aber angenehm. Der Meister, von dem herrlichen Wintermorgen erquickt, schritt fast unbewußt immer weiter und befand sich plötzlich weit draußen vor der Stadt.

Als er sich umsah, entdeckte er noch einige hundert Schritte weiter ein kleines Wirthshaus und beeilte sich, dasselbe zu erreichen, denn seit dem gestrigen Marische hatte er einen wahren Wolfshunger. Glücklicherweise unter dem Zeichen des dürren Büchses angelangt, schüttelte Beethoven den Schnee von den Füßen und trat in die leere Schenkstube. Welche Ueberraschung! Auch hier ein Klavier, ein alter Kasten zwar, aber doch immerhin ein Instrument und — sogar Notenhefte auf demselben, und was für Noten! Haydn, Gluck, Mozart und — auch Beethoven. Zwei seiner Sonaten.

Der Meister staunte und fragte die eintretende Wirthin, wer hier spiele.

„Mein Sohn hat vordem hier gespielt,“ erwiderte sie mit einem Seufzer, „jetzt ist er todt.“

Nachdem Beethoven sich ein tüchtiges Wiener Schntzel mit gerösteten Kartoffeln und eine Halbe guten Melniker Wein bestellt und alles verschlungen hatte, zog ihn das alte Klavier unwiderstehlich an. Er setzte sich vor dasselbe, versuchte einige Accorde, und endlich begann er, ohne es selbst zu wissen, zu phantasiren. Er war bald so gefangen von seinem eigenen Genuss, so entrückt in die Welt, die er einem Gott gleich um sich her in Tönen erschau, daß er gar nicht wahrnahm, was um ihn vorging. Er bemerkte weder die Leute, die sich an der offenen Thür versammelt hatten, um ihn anzuhören, noch vernahm er das silberne Schellengeläut, mit dem ein prächtiger Schlitten vor dem Wirthshaus ankam. Ebensovienig bemerkte Beethoven, daß in diesem Moment jemand eintrat, daß sich seine Zuhörer respektvoll zurückzogen und daß die Thür geschlossen wurde. Er erwachte erst, als die letzten Accorde verklungen waren. Während er jetzt fast verwundert die schlichte Wand der Schenkstube musterte, an der ein Bild des Erzherzogs Karl hing, die geschnitzten Stühle mit runder Lehne, das Madonnenbild in der Nische, legte sich eine kleine Hand auf seine Schulter, und als er sich überrascht erhob, sah er sich einer kleinen zierlichen Dame gegenüber, welche dicht verkleidert und von Kopf bis zu den Füßen in einen fürstlichen Mantel gehüllt war.

„Mit wem habe ich die Ehre, Madame?“ fragte er etwas betreten.

„Das brauchen Sie nicht zu wissen,“ erwiderte die Fremde halb schalkhaft, halb zurechtweisend, „aber soll ich Ihnen sagen, wer sie sind?“

„Wer bist du denn?“

„Beethoven.“

„Und wenn ich es wäre?“

„O! Sie sind es, ich kenne Sie ebenso gut, wie ich alle Ihre grandiosen Werke kenne. Es giebt nur einen Kopf wie diesen.“

Beethoven verneigte sich verlegen.

„Ich habe Sie phantasiren hören,“ fuhr die Dame fort, „während mein Schlitten vor dem Hause hielt, und sofort wußte ich trotz des schlechten Pianofortes: so spielt, so dichtet nur Beethoven, denn Sie dichten in Tönen.“

„Und ich soll wirklich nicht erfahren, wer meine geheimnißvolle Fremde ist?“ warf der Meister hin.

„Wozu auch?“

„Kenne ich Sie?“

„Nein.“

„Dann zeigen Sie mir wenigstens Ihr Gesicht. Ich bilde mir ein, daß Sie schön sein müssen.“

„Mein Gesicht?“ scherzte die Dame, „ich bin eine Fee,

lassen Sie sich daran genügen. Die Feen sehen einander alle gleich.“

„Über ich habe noch niemals eine gesehen,“ entgegnete Beethoven, „solches Glück vergönnt mir mein schweres Schicksal nicht.“

Die Fremde schlug langsam den Schleier zurück und Beethoven blickte entzückt in ein wundervolles Kinder Gesicht, das von kleinen goldblonden Locken eingerahmt war.

„Ja, Sie sind in der That eine Fee,“ sagte Beethoven.

„So ist es,“ rief die Fremde, „und da benützen Sie doch rasch die Gelegenheit, Maestro, und verlangen Sie irgend etwas von mir. Ich bin mächtiger als Sie sich einbilden.“

„Na, wenn Sie so mächtig sind, holde Fee,“ rief Beethoven, „so verschaffen Sie mir heute noch einen Meisepaß nach Wien.“

„Sie wollen Grätz verlassen? und aus welchem Grunde, wenn ich fragen darf?“

Beethoven schloß seine Erlebnisse vom vorigen Tage und zwar in seiner Entrüstung mit einem so unfreiwilligen Humor, daß die Fremde wiederholt laut auslachte.

„Sie hatten überhaupt unrecht, die Stellung bei Michnowski anzunehmen,“ sagte sie schließlich, „haben Sie jemals gehört, daß zwei Fürsten so nahe nebeneinander bestehen können, ohne daß es endlich Krieg zwischen ihnen giebt?“

„Sie verurtheilen mich also nicht?“

„Nein, und Sie sollen heute noch Ihren Paß erhalten.“

„Wie soll ich Ihnen aber meine Dankbarkeit beweisen, gütige Fee?“

„Indem Sie mir Ihr Ehrenwort geben, mir nicht nachzuforschen.“

„Nein, das gebe ich nicht.“

„Dann bekommen Sie Ihren Paß nicht.“

Beethoven seufzte auf und ergab sich. „Aber die Hand meiner Fee darf ich wohl küssen.“

„Ja, das dürfen Sie.“

Beethoven schlug den Ärmel des Mantels zurück und preßte seine Lippen auf die Stelle, wo der schöne rosige Arm zwischen Handschuh und Manschette hervorschimmerte.

„Leben Sie wohl,“ sagte die Fremde und ließ den Schleier fallen.

Während Beethoven, die Arme wie ein Türke auf der Brust gekreuzt, sich tief vor ihr neigte, verließ sie rasch die Stube und wenige Sekunden darauf erklangen die Schellen und die unbekannte Schöne flog im Schlitten davon.

Beethoven hielt Wort. Er zog weder bei den Wirthskleuten Erkundigungen ein, noch erwähnte er D^r Weiser gegenüber seines Abenteuers nur mit einem Worte.

Während die beiden Freunde eben bei Herrmann ihre Suppe mit Semmelknödeln aßen, erschien plötzlich der Polizeioberkommissar Richter in Person und brachte den Meisepaß für Beethoven.

„Ja, sagen Sie mir doch, Verehrtester,“ rief Doktor Weiser aus, „was bedeutet das? Wem haben wir das zu danken?“

Richter legte den Finger auf den Mund.

„Allo ein Amtsgeheimniß?“

„Vielleicht noch mehr?“

„Wah! doch nicht ein Staatsgeheimniß?“

Richter zuckte mit einem feinen Lächeln die Achseln.

Beethoven reifte noch denselben Tag nach Wien ab.

Ehe er den Postwagen bestieg, verlangte er von Doktor Weiser Feder, Tinte und Papier.

„Was haben Sie vor?“

„Ich muß dem Fürsten doch auch meine Meinung sagen,“ erwiderte er und schrieb:

„Fürst, was Sie sind, sind Sie durch Zufall und Geburt, was ich bin, bin ich durch mich; Fürsten hat es und wird es noch tauende geben, Beethoven giebt's nur einen.“

Bunte Zeitung.

† **Vor zwanzig Jahren.** Der am 2. Jan. an das pommerische Armee-corps ergangene Befehl, die Stellung vor Paris zu verlassen und nach dem Süden zu marschiren, um gegen Garibaldi und Bourbaki zu kämpfen, wurde von den Offizieren und Soldaten des zweiten Corps mit allgemeiner Freude begrüßt. Wir hatten alle den ewigen Vorpostendienst bei der grimmigen Kälte herzlich satt und lehnten uns schon lange nach Abwechslung. War der Marsch nach dem Jura auch außerordentlich anstrengend, so konnten wir des Nachts doch der Ruhe pflegen und erlebten manche Episode, von denen Schreiber dieses, der während des Selbstigen Quartieroffizier war, ihrer Komit wegen eine zum besten geben will. Nachdem wir uns in Chablis an dem herrlichen weißen Burgunder gütlich gethan und unserer Compagniewagen

ordentlich damit gespickt hatten, ging es am 14. Jan. in der Richtung auf Dijon weiter. Hinter Navers kamen wir in den Flecken Niry ins Quartier, wo unsere Compagnie sich gleich im ersten Hause an der Straße, der école d'Adelaide, einmischte. Daß wir hier einen köstlichen Spaß erleben sollten, hatten wir uns im letzten Quartiere nicht träumen lassen. Die Schule stand unter der Leitung einer Oberin und dreier Nonnen, die ganz entrüftet waren, als wir ihre geweihten Räume betraten, um es uns darin bequem zu machen. Vor Räubern und Dieben können diese ehrlichen Schwestern wohl keine so große Furcht gehabt haben, als sie diese uns gegenüber zeigten. Mit Heiligenbildern in den Armen, Wäsche, Betten, Kleidungsstücken rannten sie Trepp auf Trepp ab, um all dies vor den großen Händen der Preußen zu verbergen, sich jedesmal bekreuzigend, wenn sie bei einem von uns vorbei mußten. Während dies im oberen Stockwerk geschah, spielte sich unten eine andere Scene ab. Ohne

Abnung von unserer Anwesenheit hatte eine Schwester in einer nach dem Hofe gelegenen Schulstube ihre Lektion fortgesetzt, als plötzlich die Thür aufgerissen wurde und einige Soldaten hineinstürmten, die aber wie gebannt stehen blieben. Kopf an Kopf saßen die Kinder in den Bänken und lauchten der vom Katheder herab dozirenden Lehrerin, die beim Oeffnen der Thür sprachlos vor Schreck inne hielt und dieser sich denn auch der Kleinen bemächtigt hatte, die sich allmählig in eine Ecke zusammendrängten und dann, als sie sahen, daß ihnen kein Leid geschah, sich durch eine zweite Thür ins Freie flüchteten. Inzwischen war die Oberin zur Herausgabe der Schlüssel zu den Vorrathsräumen und zum Keller aufgefordert worden, doch verweigerte sie dieselben hartnäckig mit der Ausrede, diese hätte der Prior in der Stadt, was sie sogar mit einem heiligen Eide versicherte. Als sich dies später jedoch als eine Unwahrheit herausstellte und wir sie in Gegenwart der Schwestern als Lügnerin brandmarkten, warf sie uns die Schlüssel vor die Füße und zog mit den übrigen Nonnen unter lauten Gebeten im Gänsemarsch nach der Stadt. Nun ging es an das Oeffnen der verschlossenen Räume, die wahre Schätze an Eisenwaren bargen. Der Keller enthielt einen solchen Vorrath an Noth- und Weiskwein, daß wir zuerst nicht recht wußten, bei welchen Flaschen wir beginnen sollten. Da die Flaschen auch keine Etiketten enthielten, so griff jeder schließlich nach dem nächsten, was er vor sich hatte, und schleppte auf sein Zimmer, soviel er tragen konnte. Aber auch die Mannschaften erhielten ihr gehöriges Theil, jeder Unteroffizier 2 Flaschen und jede Compagnie deren etwa achtzig. Als der Keller ausgeräumt war, wurden die Flaschen auf ihren Inhalt geprüft, wobei einer von uns die Bemerkung fallen ließ, der Hauptmann habe mit seinem Burschen eine spezielle Ecke im Keller ausgeräumt und auch eine merkwürdige Sorte von Flaschen für sich gerettet. Wir kimmerten uns indeß nicht weiter um ihn, da wir mit unserer Annetkung sehr zufrieden waren und an keinen Reib dachten. Da ging plötzlich die Thür auf und auf der Schwelle stand unser Hauptmann, der damals das Bataillon führte. Sein Gesicht verrieth nur zu deutlich, daß er mit seinem Wein nicht zufrieden war. „Können Sie doch einmal, wonach schmeckt das?“ wandte er sich an mich; ich kostete und entdeckte einen Stempel auf dem Korke, der mich veranlaßte, mich vor Lachen auszuküßten: Der Herr Hauptmann hatte einige zwanzig Flaschen Eau de Vichy gerettet!

* **Mission und Schule.** Nach dem letzten Missionscensus unterzieht die evangelische Mission im Jahre 1881 in Indien und Ceylon 4175 Schulen mit zusammen 294,957 Schülern und Schülerinnen. Man schätzt ohne Zweifel zu niedrig, wenn man annimmt, daß 1888 die Zahlen auf 4500 bezw. 275,000 gewachsen sind. Angenommen, daß die Gesamtzahl der evangelischen Heidenchriften Indiens mit Ceylon von 528,590 im Jahre 1881 auf etwa 620,000 im Jahre 1888 gestiegen, so kämen im Durchschnitt auf 1000 evangelische Christen 440 Schulbesucher. Wie bedeutend dieser Prozentsatz ist, erhellt aus einem Vergleich mit der römischen Mission. Nach den von der Propaganda herausgegebenen, also offiziellen Missiones Catholicae hatte dieselbe in ganz Indien und Ceylon im Jahre 1888 1280 Schulen mit 70,318 Schülern. Nun gab es nach derselben Quelle 1888 976,943 katholische Christen (in den seit 300 Jahren bestehenden katholischen Missionen) in Indien und Ceylon, es kamen also auf 1000 Katholiken 71 Schüler, d. h. die Schulthätigkeit der evangelischen Mission übertrifft in Indien die der römischen um mehr als das Sechsfache!!

* **Die englische Touristin Fräulein Bishop,** welche vor fünf Monaten von Bombay aus in Begleitung eines sprachkundigen Indiers eine Landreise durch das vordere Asien unternahm, traf dieser Tage in Konstantinopel ein, wo sie vor einem gewählten europäischen Auditorium über einige ihrer Erlebnisse Bericht erstattete. Unter anderem erzählte die mutthige Dame, welche gleichzeitig eine begabte Schriftstellerin ist, daß sie während ihrer Reise durch Persien einmal zum Tode verurtheilt und einmal der Gefangenschaft im Harem nahegebracht worden. Im ersten Falle habe man sie in einer Stadt des südöstlichen Persiens für eine Glimmischerin angesehen, da kurz nach ihrer Ankunft in jenem Orte eine ganze Familie verstarb, deren Tod vermuthlich durch den Genuß verdorbener Früchte herbeigeführt war, während die abergläubische Bevölkerung die Anwesenheit der Fremden als die Ursache des Todes ansah. Fräulein Bishop wurde daher auf Befehl des Wali verhaftet und nach kurzer Prozedur zum Tode verurtheilt. Ihr indischer Begleiter nahm jedoch die Sache nicht so tragisch; denn nach kurzem Handel hatte er den Gefängnißwärter bestochen, und als kaum die Dunkelheit angebrochen, ritt die Verurtheilte, als persischer Landmann verkleidet, mit ihrem Führer zur Stadt hinaus. Das zweite mal gerieth die Dame in schwere Bedrängnis, als sie in der Nähe von Spahan von Briganten überfallen, beraubt und in Gefangenschaft weggeschleppt wurde. Doch auch diesmal war der Indier ihr Retter, da er selbst den Wegelagerern entkam, aber seiner gefangenen Herrin auf Schritt und Tritt folgte, bis man sie nach Spahan zu einem Sklavenhändler gebracht hatte, der auch bald einen Käufer für die junge Engländerin fand. Inzwischen aber

hatte der Indier bereits den englischen Gesandten in Teheran benachrichtigt, auf dessen Verwendung hin die Gefangene sofort freigegeben und unter starker militärischer Eskorte nach Teheran geleitet wurde. Hier empfing der Schatz die mutthige Dame in feierlicher Anbienz und erzielte ihr durch reiche Geschenke den Verlust ihrer Reise-Effekten. Während der weiteren Reise bis Konstantinopel hatte Fräulein Bishop keine größeren Gefahren mehr zu bestehen.

* **Primitive Galanterie.** Der englische Oberst S. hatte, so wird erzählt, bei einer Reise durch den Westen Nordamerikas die Obhut über eine junge Dame von großer Schönheit übernommen. Auf einer Station stieg ein kalifornischer Goldgräber ein, welcher die Dame ununterbrochen anstarrte, sodas der Oberst während wurde und ihn zur Rede gestellt haben würde, wenn seine Begleiterin ihn nicht zurückgehalten hätte. Nach längerer Fahrt stieg der ungeschlachte Verwanderer weiblicher Schönheit aus; doch ehe er ging, zog er vor dem jungen Mädchen den Hut, griff dann in seine Westentasche und holte ein ansehnliches Stück Gold heraus, das er ihr mit den Worten in den Schooß warf: „Der Himmel segne Ihr hübsches Gesicht! Es ist das schönste, das ich je gesehen. Nehmen Sie das zur Erinnerung an Jack!“ — Noch hübscher ist folgendes Geschichtchen von einem jungen Menschen aus dem Westen, der sich in Boston auf einer Soiree sterblich verliebte. Die Frau vom Hause, die ihm wohlwollte, gab ihm, als er fortging, geheimnißvoll ein Päckchen und sagte: „Miß M. hat ihre Leberstücke bereinigt — hier sind sie; da haben Sie einen Vorwand, sie zu besuchen.“ Der junge Farmer benutzte den Wink, stellte sich bei seiner Angebeteten ein und überreichte ihr das Päckchen. Sie dankte, fand aber zu ihrem Erstaunen nur einen Leberstübchen darin. „Den andern habe ich noch zuhause,“ erklärte der Jüngling erköthend, „ich bringe ihn morgen, und ich wollte nur, Sie wären ein — Tausendfüßler.“

* **Noch eine Cognacgeschichte, eine wahre.** Unter dieser Epizyme wird der „Volkstz.“ aus Stettin geschrieben: Anno 1870 erschien vor Reg ein in Stettin damals wohlbekannter General bei den Vorposten. Es war kaltes, schauerhaftes Regenerwetter, und unserm General mochte das Herz im Leibe ebenso frieren, wie uns Gemeinen. Kurz, vom Herde herab ertönte joviell die Frage: „Kinder, hat jemand Schnaps?“ — „Zu Befehl, Excellenz.“ — Und eine volle, sorgsam aufgearbeitete Flasche wurde schnell entkorkt und hinaufgereicht. Ohne eine Miene zu verziehen kostete Excellenz an, setzte nach einer Weile wieder ab, laut Athem schöpfend. — „Donnerwetter, was ist das?“ — „Cognac zu Befehl, Excellenz.“ — „Was? Cognac?“ — Sofort die Flasche wieder an den Mund; deutlich hörten wir's kluck, kluck, kluck! und ängstlich verfolgten unsere Augen den so lange gehüteten Schatz; denn der Alte konnte einen Posten vertrauen. — Wieder schöpfte Excellenz hörbar Athem. „Wahrhaftig, Cognac.“ Und in der thaten, rauhen Morgenröthe sahen wir deutlich den heißen, mächtigen Cognachauch in die Luft hinausgestoßen. — „Na, gestatten Sie, daß ich noch Einen nehme?“ — „Zu Befehl, Excellenz.“ — Und zum dritten male wandert die Flasche an den Mund. „Schöner Cognac, danke schön, guten Morgen!“ — Damit wurde uns die Flasche zurückgegeben. Voller Besorgniß hielten wir sie in die Höhe — es war doch noch ein entsprechender Nest zurückgeblieben.



Wissenschaft. Kunst. Literatur.

— **Kleine Theater-Nachrichten.** Albert Niemann, der gefeierte Tenor, welcher sich vor zwei Jahren von der Bühne zurückzog, wird wieder auftreten und nächsten Monat den Tristan in Wagner's „Tristan und Isolde“ am Hamburger Stadt-Theater singen. — Die Bühne des Hoftheaters zu Weimar wird einem technischen Umbau unterzogen werden; mit denselben ist Obermaschinenmeister Brand, der frühere technische Leiter der Bayreuther Festspiele, betraut worden. — Karl Meißner vom Wallner-Theater zu Berlin begehrt das Jubiläum seiner zwanzigjährigen Thätigkeit an dieser Bühne am Sonnabend, den 17. Januar, durch eine Benefiz-Vorstellung. — Moriz Jokai hat ein Stück für das Budapest Nationaltheater geschrieben. Es betitelt sich „Araber Heldinnen“. — Hr. Augustus Harris zu London beabsichtigt in der kommenden Operisation Wagner's „Walfüre“, „Siegfried“ und „Tannhäuser“ aufzuführen zu lassen. Er will von Dyl unter den glänzendsten Bedingungen engagiren und keine Kosten scheuen, die Werke in würdiger Weise auf die Bühne zu bringen. Der Musikdirektor Varny läßt Wagner's „Parsifal“ einführen. — Karl Böttcher's vieraktiges Schauspiel „Streik!“, das sofort nach seinem Erscheinen außer den verschiednen anderen hervorragenden Bühnen vom Theater am Gärtnerplatz in München zur Aufführung angenommen wurde, geht daselbst Ende dieses Monats zum ersten Mal in Scene.

